

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 94 (1968)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Der Österreicher Hans Weigel stellt fest: Schweiz wo zwei Mal zwei vier ist  
**Autor:** Weigel, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-507521>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

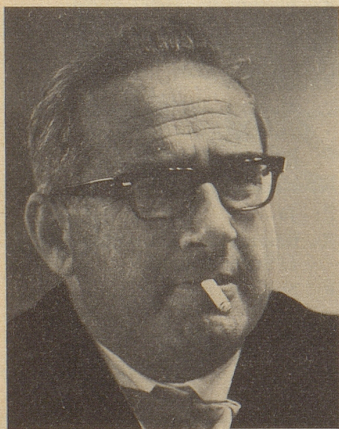
**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# SCHWEIZ

Der Österreicher Hans Weigel stellt fest:

## WO ZWEI MAL ZWEI VIER IST



Die «Salzburger Nachrichten» veröffentlichten kürzlich unter dem Titel «Oesterreichs Nachbarn» eine Artikelfolge, in welcher auch unserem Land ein Beitrag gewidmet war. Verfasser ist unser Wiener Mitarbeiter Hans Weigel. Der Nebelspalter veröffentlicht mit Vergnügen Weigels vielleicht allzu gute Meinung über uns Schweizer. Wir bitten die Leser, den Artikel selbstkritisch zu lesen und dem Nebi auf einer Postkarte ihre kurze Stellungnahme mitzuteilen. Danke!

Die Schweiz fühlt sich seit langem wohl. Aber sie fühlt sich nicht recht wohl dabei. Die Schweiz ist für Europa und für die Welt unentbehrlich. Sie vermag ein großes Beispiel zu geben, aber sie vermochte nicht Schule zu machen.

Die Schweiz hat erwiesen: daß man Sprachen- und Nationalitätenprobleme ohne Feindseligkeiten (wenn auch mit dauerndem Streit) lösen kann, – daß ohne Rohstoffe die Industrie und die Wirtschaft blühen können, – daß man soldatisch sein kann, ohne kriegerisch zu sein, – daß man mitten drin zwischen dem Deutschen, dem Französischen und dem Italienischen eingezwängt, gegen die deutschen, französischen

und italienischen Uebel dieses Jahrhunderts immun sein kann.

Die Schweiz wird als europäischer Musterknabe, als Wunderkind, als Ideal hingestellt; und bei allem Selbstbewußtsein verwirrt das die Schweizer. Von Wunder, von Ideal sei keine Rede, meinen sie und meinen es mit Recht. Die Schweiz ist ganz einfach normal. In der Schweiz hat sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts alles so entwickelt, wie es zu erwarten gewesen wäre. Nur hat das Normale seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts solchen Seltenheitswert, daß es die Qualitäten der Utopie annimmt. Das Selbstverständliche ist längst nicht mehr selbstverständlich.

Die Schweiz ist gar nicht so wundersam; nur wir rund um sie sind oder waren so abnorm, daß der Zustand der Schweiz sich leuchtend abhebt. Daß zweimal zwei vier ist, sollte weiter nicht auffallen. Wo aber war, außerhalb der Schweiz, in Europa seit 1914 zweimal zwei vier?

\*

Vor einigen Jahren erschien das Buch eines Nichtschweizers über die Schweiz, das diesen Gedanken

ausführte und ein freundlich-sachliches Bild der Eidgenossenschaft zu zeichnen bemüht war, aber durchaus auch satirische und kritische Züge aufwies. Alle Schweizer, die mit dem Autor über sein Buch sprachen, sagten: «Viel zu freundlich, viel zu positiv!»

Diese Negation gehört mit in das freundliche Bild der Schweiz und ihrer Bürger. Sie sind nicht selbstzufrieden, sondern selbstkritisch. Man denke sich einen Italiener, einen Franzosen, einen Oesterreicher, der einem Ausländer derartige Vorwürfe über ein zu positives Bild seines Vaterlandes macht! Die Schweiz empfindet das Gefälle zwischen ihrer Vergangenheit und Gegenwart einerseits und der Situation ihrer Nachbarn andererseits nicht als Privileg und schon gar nicht als Verdienst. Sie hat ständig jene leise Geniertheit (das «malaise» der Schweiz genannt), das der einzig Unverletzte nach einer grausigen Katastrophe empfindet: er kann ja nichts dafür, aber es ist doch peinlich, mitten unter Läderten gesund, mitten unter Beschädigten intakt, mitten unter Gestörten bei Sinnen zu sein.

Gesund, intakt und bei Sinnen –



das sind noch keine Leistungen, sondern erst die Voraussetzungen, Mängel und Hemmungen erschweren die Leistung oder machen sie unmöglich; Abwesenheit von Mängeln und Hemmungen aber ist kein Ziel, sondern ein Ausgangspunkt.

Die Schweiz hat als Ausgangspunkt die große «Vorgabe», daß sie von zwei Weltkriegen verschont und von keinerlei Faschismus heimgesucht worden ist. Sie ist, wie Europa wäre, wenn anstelle von Bismarck und Wilhelm II. Franz Joseph I. und Horthy, Hitler und Mussolini, Laval und de Gaulle Herren namens Bluntschli, Stämpfli, Nicodet, Valloton oder Bernasconi am Ruder gewesen wären.

Sie ist uns ein Vorbild, doch das Vorbildliche an dem Zustand der Schweiz ist: daß ihm nichts Menschliches-Allzumenschliches fremd ist, daß er für alles (im weitesten Sinn des Wortes) Politische einen unschätzbaren Anschauungsunterricht bietet, ein Modell, ein Beispiel und Gegenbeispiel.

Die Schweiz zeigt uns, wie das Vereinte Europa beschaffen sein wird: alle werden ununterbrochen streiten, aber alles wird funktionieren.

Ja, für Anfänger und Dilettanten der Demokratie, also für alle ihre Nachbarn bietet die Schweiz überraschende Einsichten.

Die erste, wesentlichste: Mit der Demokratie geht es wie mit dem britischen Rasen. Man muß sich nicht nur auf die rechte Pflege verstehen. Man muß ihn bei dieser Pflege einige hundert Jahre wachsen lassen. Dann ist er, wie er sein soll. Und wachsen heißt: von unten nach oben. Demokratie braucht gewiß eine demokratische Spitze. Aber sie wird getragen von der demokratischen Basis. Die souveräne Gemeinde ist die Urzelle der Eidgenossenschaft. Kleinste und kleine Einheiten haben sich freiwillig zusammengeschlossen und waren dabei von Anfang an höchst argwöhnisch auf das Maximum an Freiheit des Kleinsten und Kleinen innerhalb der Gemeinschaft bedacht.

Jeder Schweizer ist heute noch in erster Linie Bürger seiner Heimatgemeinde und ist mit ihr intensiver und anders verbunden als andere Bürger mit ihrem Geburtsort. Unseres ist aus Wien, München, Hirsching oder Kochel. Der Schweizer ist von Zürich oder von Langenthal, von Kreuzlingen oder Muri. Weil sie mehr als geographisch ist, trägt er seine Herkunft mit diesem «von» wie einen Adelsbrief.

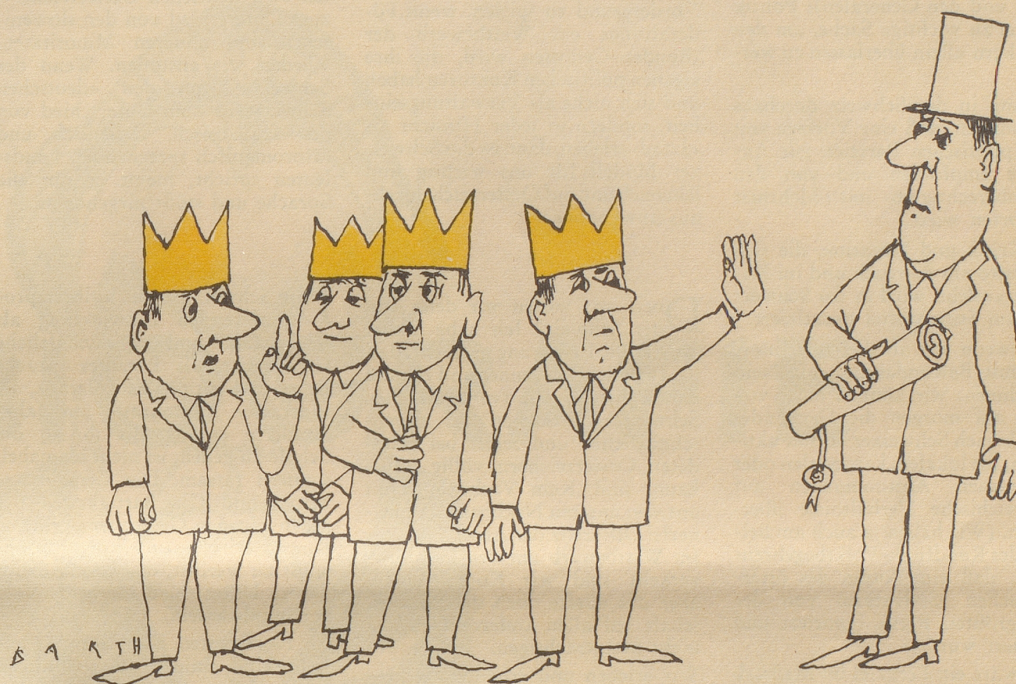
Die Gemeinde hat ihre Innen- und Außenpolitik, ihre Finanzpolitik, an ihnen wie an sozialen und hygienischen Fragen, an dem Schulwesen und an der Seelsorge nimmt der einzelne Bürger aktiven Anteil, das heißt: er ist immer wieder zur Entscheidung aufgerufen. Er muß über wichtige Fragen im Wahllokal abstimmen, er kann auch Beschlüsse der Gemeinde, die ihm nicht genehm sind, anfechten, wenn er entsprechende Anhänger findet. Ein

Grundstückkauf, die Wahl eines Lehrers, der Bau von Schulen und Spitälern, all dies und vieles andere wird dem Bürger zur Entscheidung vorgelegt.

Häufig entscheidet der Schweizer gegen die Behörde. In diesem Fall tritt aber der überstimmte Gemeinderat, Stadtrat, Kantonsrat oder Bundesrat nicht zurück, sondern führt aus, was das Volk ihm aufgetragen hat, obwohl er der gegenwärtigen Meinung ist. Behörden und Politiker sind Diener, nicht Herren der Bürger. Und das Volk nennt sich voll Stolz «der Souverän». Da-

könnte nur faschistisch werden, wenn die Mehrheit der Kantone dies wünscht. Diese Prozedur wäre umständlich und würde jahrelang dauern.

Ebenso wie innerhalb der Gemeinden, innerhalb der Kantone und innerhalb des Bundes spielt zwischen den Gemeinden untereinander, den Gemeinden und ihren jeweiligen Kantonen, den Kantonen untereinander sowie zwischen den Kantonen und dem Bund das längst institutionell gewordene kontrapunktische Kräfteressens auf Grund demokratischer Spielregeln.



bei ist aber die Politik in der Schweiz nicht etwa eine Art heiliger Handlung oder hoher weltlicher Feierlichkeit. Sie wird durchaus als notwendiges Uebel angesehen. Sie schließt das Unbehagen nicht aus.

\*

Sie ruht – zweite wesentliche Einsicht – oberhalb der Gemeinden in sehr weitgehendem Maß auf den Kantonen, die keine Verwaltungseinheiten sind, sondern durchaus eigene Staaten mit großer Selbständigkeit und vielen Privilegien. Der «Bund» ist ganz wörtlich eine Zusammenfassung von Partnern, die sich selbst regieren und nur gewisse Vorrechte an den übergeordneten Staat abtreten, die miteinander verbündet sind.

Die Frage, warum die Schweiz von faschistischer Heimsuchung bewahrt geblieben ist, scheint ebenso naheliegend, wie sie falsch gestellt ist. Denn ein Diktator hätte sich nicht nur im Aargau, im Wallis, im Tessin oder sonst einem Kanton etablieren können (wie ja auch eine böse diktatorische Figur im amerikanischen Bundesstaat Louisiana an die Macht kam und auf diesen Staat beschränkt blieb). Und die Schweiz

Demokratie ist bekanntlich nicht immer eine gute, doch gewiß die beste Methode, die Beziehungen zwischen den Menschen zu regeln. In der idealen Gemeinschaft der Schweiz mit ihrer uralten, von unten gewachsenen und vielfach bewährten Demokratie erfüllt sich diese Lebensform, indem alle immer gegeneinander sind, miteinander streiten, rau und heftig übereinander schimpfen, einander beschuldigen, verwünschen und bekämpfen, um dann mühselig und zeitraubend von Mal zu Mal einen prekären Ausgleich zu erreichen.

Demokratie – so lehrt uns die Schweiz – ist nie bequem und häufig sehr mühsam. Demokratie schließt Pannen, Skandale, Unregelmäßigkeiten und Ungerechtigkeiten nicht aus und ist nur ein bewährter Modus, mit ihnen fertig zu werden.

In der Schweiz verfängt die rundum übliche Ausrede auf «die droben» nicht: denn das Volk ist der Souverän, ist in viel weitergehendem Maß als in den umliegenden Gemeinschaften mit Berechtigung davon überzeugt, daß es sich am Wahltag die Obrigkeit ausgesucht hat, die es verdient.



Es ist für Zeitgenossen mit lebendigem Bewußtsein ungemein fesselnd und ergiebig, eine Zeit in der Schweiz zu verbringen, Zeitungen zu lesen, Radio zu hören, Plakate zu betrachten und an den jeweils ausgetragenen Auseinandersetzungen Anteil zu nehmen. Man nimmt dabei wahr, daß Politik keine Schattenseite, kein «schmutziges Geschäft», keine Ausartung des Zusammenlebens, sondern seine lebensnotwendige Voraussetzung ist, daß Politik nicht ausschließlich von den Politikern gemacht werden muß; die Schweizer finden (in Abwandlung des bekannten Ausspruchs vom Krieg und den Generalen): Politik ist eine zu wichtige Sache, um den Politikern allein überlassen zu werden.

Es kann in der Schweiz durchaus vorkommen, daß eine Vorlage von allen politischen Parteien zur Annahme empfohlen und von den Stimmberechtigten mit Mehrheit verworfen wird.

Die Kritik und Negation, die sich anderswo am Biertisch und im Kabarett auslebt, wird in der Schweiz mit dem Stimmtzettel praktiziert.

Aber wenn wir all dies mit Interesse, mit Bewunderung, mit Neid aufnehmen: wir können nicht von heute auf morgen die Gemeindepolitik nach Schweizer Muster aktivieren, die lokalen, kantonalen oder allgemeinen Abstimmungen auf österreichische Verhältnisse übertragen. (Wir haben ja auch am Beispiel des Rundfunk-Volksbegehrens erlebt, daß ein Votum des österreichischen «Souveräns» von der zweitgrößten Partei ignoriert und sabotiert wurde.)

Dies wäre ein Fernziel im Maßstab etlicher Generationen, das auf weite Sicht durch die Erziehung der künftigen Bürger anzuvisieren wäre, also auch von unten nach oben zu wachsen hätte. Ansatzpunkte dazu sehen wir in dem zunehmenden Aktivismus unserer Studenten (wenn er auch nicht immer richtige Wege geht); aber gleich ihnen müßte jede Interessengemeinschaft junger Menschen, ob Schüler höherer Lehranstalten oder Lehrlinge, zum Bewußtsein der Mitverantwortlichkeit an der Gestaltung des Zusammenlebens und zur Aktivität in eigener Sache gelangen.

Größere Chancen auf kürzere Sicht hätte das so unschätzbare, gesunde föderalistische Prinzip, im Sinn der Schweiz bei uns gestärkt zu werden.

Wir kennen die Extratouren Vorarlbergs und die Staat-im-Staat-Tendenzen Tirols und das «oberösterreichische Klima». Wir erinnern uns an die Selbstbehauptung und trutzige Prosperität des Bundeslandes Wien in den zwanziger Jahren. Doch wir sehen andererseits unsere erste Kammer, den Bundesrat, im lethargischen Dämmerzustand, den man erst in jüngster Zeit zu verewigen, statt zu überwinden bemüht war.

Die entsprechende erste Kammer

der Eidgenossenschaft, der Ständerat, vereint die Vertreter der Kantone und ist in dieser Eigenschaft aktiv und bedeutsam und versagt manchem Beschluß des Nationalrats die Zustimmung. Die kleinen und bevölkerungsmäßig schwachen Kantone, wie Uri oder Glarus haben hier gleiches Gewicht wie Zürich oder Bern; und die Mandatare der Kantone haben nicht die Interessen ihrer Partei, sondern die Interessen ihres Kantons wahrzunehmen.

Wenn Föderalismus nicht darin besteht, auf Wien zu schimpfen und sich selbst um jeden Preis in den Vordergrund zu spielen, wenn Föderalismus ein Wettbewerb der «Bundes-Genossen» wird, die ihre eigenen politischen Konturen haben und sich nicht als Verwaltungseinheit, sondern in jeder Hinsicht als «Land» erleben, dann ist das Schweizer Modell für uns wichtig und lehrreich und auf Österreich durchaus anwendbar.

\*

Doch was wissen wir denn von der Schweiz? Ich habe immer wieder die Erfahrung gemacht, daß die für mich als Kenner und Freund der Schweiz selbstverständlichen Schweizer Tatsachen bei durchschnittlichen und selbst bei gebildeten Österreichern völlig unbekannt sind. Kein Vorhang trennt uns von unseren Nachbarn und keinerlei Differenz der Anschauungen. Im Wettbewerb um den Fremdenverkehr sind wir Konkurrenten, aber das dürfte doch die Partnerschaft auf allen anderen Gebieten nicht beeinträchtigen.

Wir erleben und erleiden als neutrale Bundesstaaten mit alpinem Kern so viele Gemeinsamkeiten und Gleichartigkeiten und liegen einigermaßen gleichgültig und indifferent nebeneinander mitten in diesem Europa, statt daß wir, die in neutraler, bundesstaatlicher und demokratischer Hinsicht jüngeren Österreicher, die Vorgänge und Traditionen der Nachbarn zumindest mit Interesse verfolgten. (Auch in militärischer Hinsicht böte uns die Schweiz unschätzbare Lehrbeihilfe.)

Fahren Mittelschulklassen und Hochschüler aus Österreich in die Schweiz, um dort nicht so sehr Berge und Pisten als demokratische Institutionen und ihr Funktionieren kennenzulernen?

Wenn man in Österreich «Schweiz» sagt, stellt sich als Assoziation teils ein etwas unbeholfenes, dialektgefärbtes Hochdeutsch ein und teils ein Summen von Qualität und Gediegenheit: Schokolade, Uhren, Hotels.

Daß nicht nur der dialektgefärbte Deutschsprechende, sondern auch französisch, italienisch und rätoromanisch Sprechende («die Schweiz») ausmachen, müssen sich die Österreicher erst eigens vergegenwärtigen. Und doch ist auch dies ein sehr wesentlicher Bestandteil des

Lehrbells, den die Schweiz im europäischen Rahmen darstellt.

Der Österreicher hat als deutschsprechender Nichtdeutscher im Ringen um seine Selbstbehauptung und seine Selbstdefinition seit jeher eine Auseinandersetzung mit der «deutschen» Frage zu bestehen und ist von ihr so sehr erfüllt, daß er dabei die Blickrichtung auf die Schweiz vernachlässigt, wo diese Auseinandersetzung längst vollzogen ist und wo seit mindestens dreißig Jahren keinerlei Gefahr auch nur des kleinsten «deutschen» Mißverständnisses mehr besteht. Wenn wir sagen wollten «wir deutschen Österreicher», zum Unterschied von den slowenischen und anderen Minoritäten, würden wir anstoßen. Wenn der Schweizer von den «deutschen Schweizern» zum Unterschied von den französisch, italienisch und rätoromanisch sprechenden Landsleuten spricht, meint er nur die Sprache und stößt nirgends an.

\*

Die Schweiz ist uns in ihrer prosperierenden Entwicklung als Kleinstaat und wirtschaftliche Großmacht, als Paradies sprachlicher und nationaler Toleranz, als föderative Demokratie um Jahrhunderte voraus. Bei ihr in die Schule zu gehen, ist nicht blamabel, sondern ratsam. Die Gemeinsamkeiten und Gleichartigkeiten des gegenwärtigen Geschehens gemeinsam zu erleben, uns ihrer voll bewußt zu werden, das könnte trotz diesem Unterschied für beide Völker nützlich sein.

Im Nordwesten Mitteleuropas besteht eine einigermaßen ähnliche Konstellation von Kleinststaaten neben den Großen: Belgien, die Niederlande, Luxemburg. Sie haben sich aneinandergeschlossen und auch eine großartige Chiffre für ihre Gemeinsamkeit gefunden: Benelux. Im Scherz wurde einmal eine entsprechende Gemeinschaft Helvetiens, Österreichs und Liechtensteins, also gleichfalls zweier Klei-

ner und eines ganz Kleinen, postuliert: als Pendant zum «Benelux» das «Helleölicht», gleichsam als eine Uebertragung aus dem Romanischen in die deutsche Sprache. «Helleölicht» ist als Chiffre nicht annähernd so einprägsam wie «Benelux», ist um soviel schwächer als die EFTA der EWG an Stärke unterlegen ist, ist vor allem ein Wortspiel, meint aber doch mehr. In unserer gemeinsamen Situation ist den Schweizern und uns eine Gemeinsamkeit nahegelegt, die wir wahrnehmen, der wir uns stellen sollten.

Das Schweizer «malaise» und das österreichische Unbehagen (beide meiner Ueberzeugung nach unberechtigt) sollten zu beiderseitigem Vorteil miteinander ins Gespräch kommen. Wir könnten in der Schweiz lernen, daß zweimal zwei immer noch vier sein kann, und könnten den Schweizern begreiflich zu machen versuchen, daß sie ob ihrer relativen Ueberlegenheit kein europäisches Minderwertigkeitsgefühl zu kultivieren brauchen.

Wir könnten, jenseits von Straßburg und Brüssel, mit der Schweiz ein wenig Europa zu spielen beginnen. Daß zwei Nachbarn, die nichts gegeneinander haben, so wenig übereinander wissen und so wenig voneinander haben und so wenige produktive Kontakte pflegen, ist seltsam und fast ungebührlich. Wer diese Zeilen liest und denkt: «Ja – wirklich – stimmt – das ist mir eigentlich bisher gar nicht bewußt geworden!» hat den ersten Schritt zur Ueberwindung dieses Zustandes getan.

Wäre die Schweiz eine Volksdemokratie, würden unsere Kontakte mit ihr gehegt und gepflegt und gefördert werden, die Delegationen und Freundschaftsbesuche und Brückenschläge würden einander in beiden Richtungen förmlich jagen. Muß man denn heute um jeden Preis nur mit Feinden, kann man nicht auch mit Freunden befreundet sein?

